

ob die Wissenschaftsstandards bislang in bezug auf die Geschlechterverhältnisse eingehalten wurden, bzw. "warum entsprechende Fragestellungen so häufig ignoriert worden sind", ist in ihrem zweiten Teil sicherlich mit Recht gestellt. Hier liegen "Einäugigkeiten" des nach wie vor von Männern dominierten Wissenschaftsbetriebs vor, die abzubauen sind. Dies gilt auch und vielleicht gerade für die Psychologie, in der ein krasses Mißverhältnis der Geschlechterverteilung unter den Studierenden zu der unter den Forschenden besteht.

((7)) Fragen und Probleme werden u.a. auch durch persönliches Interesse und persönliche Betroffenheit zum Thema wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht (vgl. hierzu auch Ingeborg Stahr, 1990), was inzwischen nicht nur im Konstruktivismus mit der "pragmatisch-intentionalen Selektivität" des wissenschaftlichen Modellismus anerkannt wird (siehe hierzu etwa Stachowiak, 1973). Darauf verweist nicht nur - aber doch recht deutlich - der enorme Beitrag, den Forscherinnen in den letzten Jahrzehnten zur Neukonzeption der Forschung zur psychologischen Kategorie "Geschlecht" geleistet haben. Um dies zu pointieren, wurden Autorinnen - im Unterschied zu Autoren - oben bei ihrer ersten Erwähnung stets mit dem Vornamen zitiert. Gleichwohl gibt es keine Argumente dafür, diese Thematik - ebenso wie andere - "geschlechtsspezifisch" im Sinne von Frauenforschung zu belegen. Männern können dazu ebenso wertvolle Beiträge - dies deutet sich ja auch in den Ausführungen von Bärbel Meurer über die Webers an - vorlegen. Die Ausgangsfrage, ob es das "Männliche" und das "Weibliche" in den Wissenschaften gibt, ist daher für die Forschenden differenziert auf dem Hintergrund ihrer geschlechtsbezogenen Identität zu beantworten, für die Forschung und ihre Standards zu verneinen. Ob entsprechende Fragestellungen aufgegriffen werden, ist auf jeden Fall in stärkerem Maße von der - sowohl historisch und gesellschaftlich als auch ontogenetisch bedingten - geschlechtsbezogenen Identität als von der morphologisch-biologischen Geschlechtsvariable abhängig.

Literatur

- Baltes, P.B. (1987). Theoretical prepositions of life-span development psychology. *Development Psychology*, 23, 611-626.
- Bem, S.L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155-162.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1989). *Androgynie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bronfenbrenner, U. (1981). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung*. Stuttgart: Klett.
- Constantinople, A. (1973). Masculinity - femininity: An exception to a famous dictum? *Psychological Bulletin*, 80, 389-407.
- Deaux, K. (1985). Sex and gender. *Annual Review of Psychology*, 36, 49-81.
- Dörner, G. (1977). Hormon dependent differentiation, maturation and function of the brain and sexual behavior. *Endokrinologie*, 69, 306-320.
- Hummel, H.J. & Opp, K.D. (1971). *Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie*. Braunschweig: Vieweg.

Krampen, G. (1991). Die Standbeine der Psychologie: Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften, Umgangswissen. *Ethik und Sozialwissenschaften*, 2, 70-72.

Krampen, G., Effertz, B., Jostock, U. & Müller, B. (1990). Gender differences in personality: Biological and/or psychological? *European Journal of Personality*, 4, 303-317.

Nesselroade, J.R. & von Eye, A. (Eds.) (1985). *Individual development and social change*. Orlando, FL: Academic Press.

Spence, J.T. & Helmreich, R.L. (1978). *Masculinity and femininity*. Austin, TX: University of Texas Press.

Stachowiak, H. (1973). *Allgemeine Modelltheorie*. Wien: Springer.

Stahr, I. (1990). Thesen zu theoretischen Ansätzen der Identitätsentwicklung von Frauen und ihre Kritik. In I. Stahr & A. Schlüter (Hrsg.), *Wohin geht die Frauenforschung?* Köln: Böhlau.

Adresse

Prof. Dr. Günter Krampen, Universität Trier, FB I - Psychologie, Postfach 3825, D(W)-5500 Trier

Geschlecht als soziologische Kategorie: Brauchen wir einen neuen Grundbegriff?

Jan Künzler und Horst Pfrang

((1)) Aus der Gegenüberstellung von Tönnies und Simmel ("antirational") auf der einen und Weber ("rational") auf der anderen Seite zieht Meurer den Schluß: Eine Analyse der Geschlechterverhältnisse scheint vom Rationalitätsansatz aus prinzipiell möglich (49). Dieser Satz ist einerseits gegen die Begründung einer feministischen Wissenschaftstheorie gerichtet, die bisherige Erkenntnismethoden, Erkenntnisse und deren sprachliche Formulierung als phallo- bzw. logozentrisch verwirft und einen ganz neuen, genuin weiblichen Wissenschaftsansatz fordert. Meurer lehnt eine isolierte Frauenforschung ab und versteht Männer- und Frauenbilder sowie Geschlechterverhältnisse als Produkt der jeweiligen ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse. Insoweit fordert sie von der Frauenforschung die Einlösung eines Anspruchs, der von der bestehenden Soziologie zumindest teilweise erfüllt wird. Sie scheint aber andererseits an der Soziologie die Vernachlässigung der Kategorie "Geschlecht" zu kritisieren. Letztlich bleibt sie aber eine Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von "Geschlecht" als Kategorie der allgemeinen Soziologie schuldig und klammert alle aktuellen Ansätze aus der Betrachtung aus.

((2)) Meurer wendet sich ganz entschieden gegen Geschlecht als ontologische Kategorie. Leider bleibt aber unbestimmt, was mit "ontologisch" gemeint sein soll. Sie scheint damit jede Postulierung fundamentaler Wesensunterschiede zwischen den Geschlechtern zu meinen und bewertet eine solche Position als antirational. Dieser Vorwurf ist auf Tönnies, Simmel und Teile der neueren Frauenforschung (z.B. Gilli-

gan 1982) gemünzt, die derartige Unterschiede annehmen. Zumindest in Bezug auf Simmel und Teile der neueren Frauenforschung ist die Wertung als antirational jedoch unzutreffend. Letztlich folgt die Wertung aus der Unbestimmtheit des Ontologie-Begriffs bei Meurer. Ontologische Wesensbegriffe können deduktiv und rationalistisch wie in der klassischen Ontologie der mittelalterlichen Scholastik eingeführt, aber auch induktiv und auf streng empirischer Grundlage entwickelt werden. Wenn Simmel einen ontologischen Geschlechtsbegriff vertritt, dann einen induktiv-empirischen. Gerade Simmel betont, daß zum Beispiel eine Psychologie der Frau voraussetzt, daß Frauen eine große Anzahl gemeinsamer und vom männlichen Wesen unterschiedener bzw. abweichender Eigenschaften besitzen. Er gibt zu, daß niemand behaupten würde, daß eine derartige Einheitlichkeit besteht. Man kann deshalb, Simmel zufolge, immer nur eine Majorität meinen, wenn man von Frauen im Plural spricht. Simmel wendet sich explizit gegen den Versuch, ein häufigeres Auftreten einer Erscheinung bei Frauen durch das Postulat einer gemeinsamen Frauenseele zu erklären. Die Unterschiede, die Simmel zu seiner Zeit zwischen Männern und Frauen beobachtet hat, seine generelle These einer geringeren Differenziertheit oder positiv einer größeren Ganzheitlichkeit der Frauen im Vergleich zu Männern sind damit eindeutig auch für ihn selbst Hypothesen, die einer empirischen Prüfung standzuhalten haben. Sein Vorgehen entspricht damit wissenschaftstheoretischen Standards und kann nicht als antirational bezeichnet werden. Meurer betont die Bedeutung der jeweiligen soziokulturellen Bedingungen, die sie allerdings nur sehr unspezifisch beschreibt. Simmel hat seine "männlichen Impressionen" (42) unter den soziokulturellen Bedingungen des bürgerlichen Berlins um die Jahrhundertwende gewonnen und seine These auf der Basis dieser Beobachtungen formuliert, so wie z.B. Chodorow (1978) ihre Thesen aus klinischen (und weiblichen?) Impressionen und klinischer Belletristik bezieht. Simmels Beobachtungsbedingungen lassen sich nicht reproduzieren; die weitgehende Segregation der Lebensbereiche von Männern und Frauen, wie sie typisch war für das bürgerliche Berlin der Jahrhundertwende, existiert heute so nicht mehr. Seine Thesen sind damit empirisch nicht mehr überprüfbar, die Unterschiede, die er glaubte beobachten zu können, können heute mit empirischen Methoden nicht (mehr) nachgewiesen werden.

((3)) Wenn Meurer die Bedeutung von "Geschlecht" als soziologischer Kategorie klären will, hätte sie die aktuelle soziologische Theoriebildung einbeziehen müssen. Dies unterblieb. Mit "Geschlechtsrolle" steht ein Begriff zur Verfügung, der die soziokulturelle Verankerung der Differenzierung von Männern und Frauen bereits impliziert und Basis sehr vieler theoretischer und empirischer Arbeiten im Bereich der Geschlechterverhältnisse ist. Eine soziokulturelle Verankerung der Geschlechterdifferenzierung aus einer Kritik der Geschlechtermetaphysik soziologischer Klassiker abzuleiten, ist unnötig, wenn nicht unmöglich. Auf der anderen Seite wäre eine wissenssoziologische Analyse der Geschlechterkonzeptionen der Klassiker sehr wohl wünschenswert gewesen; aber auch das leistet Meurer nicht.

((4)) Brauchen wir "Geschlecht" als soziologische Kategorie? Die aktuellen sozialen und politischen Entwicklungen in westlichen Industriegesellschaften verringern die soziale Differenzierung der Geschlechter; es wird zunehmend illegitim, Frauen eine Rolle aufgrund ihres biologischen Geschlechts einfach zuzuweisen, Rolle und Status sind unabhängig vom biologischen Geschlecht, so der Anspruch meritokratischer Gesellschaften, durch Leistung zu erwerben. Das führt dazu, daß nicht nur Geschlechtsunterschiede immer weniger nachweisbar sind, sondern auch der Begriff der Geschlechtsrolle überflüssig zu werden beginnt. Zur Illustration: Mit der Einführung höherer Schulbildung auch für Mädchen sind die Unterschiede in der Fähigkeit zu logischem und mathematischem Denken in den letzten vier Jahrzehnten so gut wie verschwunden. Auch bei Persönlichkeitseigenschaften hat eine starke Angleichung zwischen den Geschlechtern stattgefunden (vgl. Pfrang 1991). Bei der Erfassung von Geschlechtsrollenorientierungen durch die gängigen Skalen finden sich Unterschiede nur noch im Ausmaß der Ablehnung einer Verpflichtung der Frauen auf die Übernahme der entsprechenden Position (vgl. Krampen 1983). Dabei korreliert Ablehnung allgemein hoch positiv mit Bildung, hoch negativ mit Alter. Die neue Norm ist nun aber nicht Gleichberechtigung als Gleichaufteilung etwa familialer Pflichten, sondern Gleichberechtigung in der Realisierung persönlicher Präferenzen, besteht also gerade in der Auflösung jeglicher kulturell verbindlicher, normativer Erwartungen, die gebunden sind an das biologische Geschlecht. In einer neuen Untersuchung (Pfrang/Künzler) war der entscheidende Faktor für die normative Regelung der familialen Arbeitsteilung die persönliche Präferenz und nicht das biologische Geschlecht.

((5)) Der Auflösung der Geschlechtsrolle widerspricht nicht, daß es immer noch starke Unterschiede im geschlechtsspezifischen Verhalten gibt. Diese Unterschiede können aber nicht mehr mit normativen Erwartungen im Sinne von Geschlechtsrollenorientierungen erklärt werden; sie sind primär von externen Faktoren abhängig, die die Realisierung des Ideals der Gleichberechtigung der Individuen verhindern. So wurden in einer Zeitbudget-Studie zur familialen Arbeitsteilung bei studentischen Familien mit Kleinkindern in Würzburg trotz Ablehnung der traditionellen Arbeitsteilung auf der Einstellungsebene auf der Verhaltensebene noch traditionelle Muster - wenn auch abgeschwächt - gefunden (vgl. Künzler 1990). Kann bei diesen Familien von einer "weitgehenden Verhaltensstarre der Männer bei verbaler Aufgeschlossenheit" (Beck 1986) gesprochen werden? Eher dürften die strukturellen Rahmenbedingungen dazu führen, daß sich die Partner dafür entscheiden, temporär Formen der Arbeitsteilung zu verwirklichen, die von Beobachtern als traditionell eingestuft werden: In Familien, in denen beide Partner studieren, wird demjenigen, der weiter mit dem Studium vorangeschritten ist, ein größerer Teil der familialen Zeitsourcen zur Verfügung gestellt; er wird vor allem von der Hausarbeit freigestellt. Die bei der Hausarbeit eingesparte Zeit wird dann hauptsächlich für das Studium verwendet. Da spezifische Muster der Partnerwahl dazu führen, daß die

Männer in der Regel älter und damit auch in höheren Semestern sind, geht dieses Arrangement insgesamt zu Lasten der Frauen. Ob derartige temporäre Entscheidungen für eine traditionell erscheinende Arbeitsteilung später noch reversibel sind, ist eine andere Frage; gerade diese Frage aber verweist darauf, daß geschlechtsspezifische Disparitäten von Lebenslagen nicht in globalen Geschlechtsunterschieden begründet sind, sondern durch soziales Verhalten unter spezifischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zustande kommen. Diese Rahmenbedingungen familialer Arbeitsteilung sind jedoch sehr konkreter sozial- und familienpolitischer Beeinflussung unterworfen (sprich etwa der Verfügbarkeit von ergänzender Kinderbetreuung, allgemein der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit für Frauen und Männer).

((6)) Eine kategoriale Einführung eines Geschlechtsbegriffs im Sinne einer prinzipiellen Geschlechterdifferenz in der allgemeinen Soziologie scheint völlig überflüssig zu sein. Mit dem Rollenbegriff steht ein begriffliches Instrumentarium zur "rationalen", induktiven und empirischen Analyse zur Verfügung, das es erlaubt, geschlechtsspezifische Disparitäten und die Prozesse ihres Wandels in der Wechselwirkung sich ändernder Orientierungen mit sozial- und familienpolitisch beeinflussbaren Rahmenbedingungen zu erklären. Aber auch dieser Begriff und die damit verbundenen Theorien sind zunehmend weniger in der Lage, geschlechtsspezifisches Verhalten zu erklären. Eine rationale Analyse der Geschlechterverhältnisse ist nicht nur prinzipiell möglich, sondern bereits weitgehend geleistet; es wird daher nicht einmal ein spezialwissenschaftlicher Begriff von "Geschlecht", geschweige denn "Geschlecht" als Grundbegriff der allgemeinen Soziologie benötigt. Der Verzicht auf Geschlecht als erklärenden Begriff bedeutet allerdings nicht, daß unter den gegebenen Verhältnissen die Entwicklung weiblicher (und männlicher) Individuen entsprechend der jeweiligen Präferenzen nicht immer noch teilweise behindert und verhindert wird, sondern nur, daß diese Verhinderungen weder aus allgemeinen Geschlechtsunterschieden noch aus normativen Erwartungen erklärt werden können. Vielmehr setzt die Realisierung individueller Präferenzen auch der Frauen eine Veränderung der gesamten sozialen und politischen Verhältnisse voraus. Derartige Veränderungen sind bis jetzt auf den Bildungsbereich beschränkt geblieben; in der Arbeitswelt und in der Familie stecken sie noch in den Anfängen. Unter diesen Umständen der Verhinderung bleibt Geschlecht (neben anderen Variablen wie z.B. Schicht, Alter oder Ethnizität) eine entscheidende Variable sozialer Differenzierung.

Literatur

Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.

Chodorow, Nancy, 1978: The Reproduction of Mothering. Berkeley: University of California Press.

Gilligan, C., 1982: In a Different Voice. Cambridge: Harvard Educational Review.

Kramen, Günter, 1983: Eine Kurzform der Skala zur Messung normativer Geschlechtsrollenorientierungen. Zeitschrift für Soziologie 12: 152-156.

Künzler, Jan, 1990: Familiäre Arbeitsteilung bei Studierenden mit Kleinkindern. Erste Ergebnisse einer Zeitbudgetstudie. Zeitschrift für Soziologie 19: 376-384.

Pfrang, Horst, 1991: Geschlechterdifferenzierung. S. 125-151 in: Amelang, M./Ahrens, H.J./Bierhoff, H.W. (Hrsg.), Attraktion und Liebe. Göttingen: Hogrefe.

Adressen

Jan Künzler, MA, Universität Würzburg, Institut für Soziologie, Wittelsbacherplatz 1, D(W)-8700 Würzburg und Dr. Horst Pfrang, Universität Würzburg, Institut für Psychologie, Ludwigstr. 6, D(W)-8700 Würzburg

Frauenforschung in der Soziologie - quo vadis?

Klaus Lichtblau

((1)) Bärbel Meurer unternimmt in ihrem Essay den Versuch, ausgehend von einer spezifischen Rekonstruktion der deutschen Kultur- und Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts die zentrale Bedeutung der Geschlechterproblematik innerhalb der soziologischen Theorien von Tönnies, Simmel und Max Weber herauszuarbeiten. Ihr Anspruch ist dabei jedoch kein rein kulturgeschichtlicher, sondern sie möchte zugleich anhand einer Auseinandersetzung mit der deutschen Tradition der Soziologie der Jahrhundertwende die konstitutive Bedeutung der Kategorie "Geschlecht" für eine systematische soziologische Theoriebildung und die zeitgenössische akademische Frauenforschung aufzeigen (1). Um es gleich vorweg zu sagen: Diesen Anspruch hat sie unter Zugrundelegung der von ihr selbst gesetzten methodischen Prämissen *nicht* eingelöst!

((2)) Meurer orientiert sich an einem Bild des "deutschen Sonderwegs", welches die von Georg Lukács in "Die Zerstörung der Vernunft" (1954) bereits unter "ideologiekritischen" Vorzeichen geprägte Form der Rekonstruktion der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte ausgehend von der Tradition des "okzidentalen Rationalismus" und des "bürgerlichen" Aufklärungszeitalters hin zu einer "irrationalistischen" und "imperialistischen" Lebensphilosophie mit einem an dem "westlichen", d.h. im wesentlichen englischen und französischen Vorbild gewonnenen normativen Modell der "Gesellschaftsgeschichte" und den gängigen modernisierungstheoretischen Versatzstücken der Mainstream-Soziologie verbindet. Beginnt dieser Lesart zufolge spätestens mit der Romantik der deutsche "Sündenfall", so nimmt es nicht wunder, daß auch alle universalitätskritischen bzw. bestimmte Erscheinungsformen eines engen "Rationalismus" transzendierenden geistigen und kulturellen Strömungen im Gefolge der romantischen Kritik an der "Aufklärung" und alle fortschrittspessimistischen Bestrebungen der Jahrhundertwende als "antiwestlich" - und das heißt für Meurer immer zugleich auch: "antimodernistisch" bewertet werden müs-